

1.200 Jahre bürgerlicher Gemeinsinn

Geschichte des Stiftungswesens in Frankfurt am Main

von Hans-Otto Schembs, Frankfurt am Main

„Groß wurde Frankfurt durch die Kraft der Bürger, die Geist und Gut gemeinem Wohle weihten, und weiter wird es wachsen, wenn wie einst die besten Bürger mit zum Aufbau wirken.“ Mit diesen Worten beschreibt die Präambel des Frankfurter „Goldenen Buchs der Stiftungen“ die seit Jahrhunderten, von der ersten urkundlichen Erwähnung Frankfurts und umliegender, später eingemeindeter Ortschaften im 8. bis ins 21. Jahrhundert währende Stiftungstradition und die Bürger, die sie begründeten und pflegten.

Die Geschichte des Stiftungswesens und Mäzenatentums ist ein unverwechselbarer Teil Frankfurter Stadtgeschichte. Sie ist Ausdruck eines liberalen und sozialen, eines weitschauenden und der Stadt stets neue Einrichtungen und wesentliche Anstöße gebenden Bürgergeistes.

Die am frühesten nachweisbaren Stiftungen im Frankfurter Raum erfolgten unmittelbar auf den Tod von Winfried-Bonifatius, des Apostels der Deutschen, der 754 ermordet wurde. Eine christliche fränkische Freie schenkte dem Kloster Fulda jenen Acker bei Kalbach, wo der Leichenkondukt des Bonifatius sein Nachtlager gehalten hatte und eine Quelle entsprungen war. Kloster Fulda errichtete dort ein Kreuz und eine Kapelle. Für die Kapelle der 794 erstmals erwähnten Pfalz Frankfurt können königliche Stiftungen angenommen werden. König Ludwig der Deutsche übereignete ihr, der Vorgängerin des Frankfurter Doms, im Jahre 852 Güter und Grundstücke und gründete das Salvatorstift. Auch die erste „bürgerliche“ Stiftung in Frankfurt fällt in die Zeit Ludwigs des Deutschen: Eine Frau Ruotlint überließ dieser Salvatorkirche ihren Grundbesitz. In den Dokumenten werden diese Stiftungen als „Seelgeräte“ bezeichnet, denn die Übertragung des Besitzes erfolgte aus Sorge um das Schicksal der Seele nach dem Tod, zum Heil oder zur Rettung der Seele des Stifters, manchmal auch der eines Angehörigen oder Freundes.

Als im 9. Jahrhundert nach Ende der Karolingerzeit die Pfalz Frankfurt politisch an Bedeutung verlor, ließ auch die Stiftungstätigkeit nach. Doch seit Mitte des 12. Jahrhunderts, mit dem Erlangen einer neuen politischen wie wirtschaftlichen Stellung Frankfurts in der Stauferzeit, setzte sie wieder ein und währte rege und ungebrochen für zunächst über dreieinhalb Jahrhunderte. Die mehr als zwei Dutzend

Gotteshäuser im spätmittelalterlichen Frankfurt gingen auf Stiftungen zurück oder wurden durch solche ausgebaut und ausgestattet.

Die Triebkräfte dieser Stiftungen meist reicher, begüterter Kaufleute und Patrizier waren vielfältig. Prestigedenken spielte eine Rolle, wie die Familien-Erbgräbnisse oder der Wunsch des Stifters, Wappen oder Porträts seiner Familie an auffälliger Stelle anzubringen, zeigen. Entscheidend war aber auch weiterhin die Hoffnung auf Belohnung in einer jenseitigen Welt.

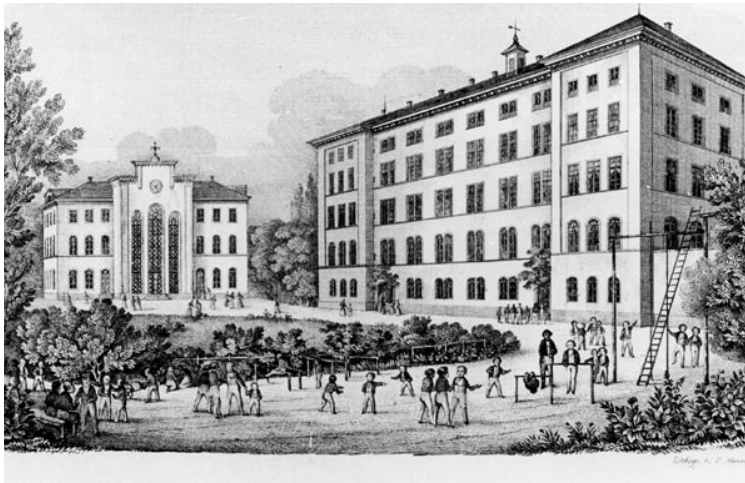


Refektorium des Karmeliterklosters mit den Wandgemälden Jörg Ratgebs zur Geschichte des Karmeliterordens, gestiftet von der St. Anna-Bruderschaft 1517

Echte Frömmigkeit und christliche Hilfsbereitschaft gegenüber Armen und Notleidenden, also die christliche Caritas, gaben ohne Zweifel die stärksten Impulse. So entstanden jetzt auch die ersten mildtätigen Stiftungen, wobei die Kreuzzüge unmittelbaren Anstoß gaben. An ihrem Beginn steht das erstmals 1193 genannte Spital des Reichsministerialen Kuno von Münzenberg in Sachsenhausen, das die Münzenberger 1221 dem Kaiser übertrugen mit der Auflage, es dem Deutschen Orden weiterzugeben, der es zu einer der bedeutendsten Kommenden ausbaute. Auch das Hospital zum Heiligen Geist dürfte, obgleich erst 1267 erwähnt, bereits zu Beginn des 13. Jahrhunderts entstanden sein.



Bürgerhospital der Dr. Senckenbergischen Stiftung am Eschenheimer Turm



Das 1829 eingeweihte Waisenhaus in der Seilerstraße, Gartenfront mit Kapelle

Eine intensive Stiftungstätigkeit führte im 14., 15. und noch im beginnenden 16. Jahrhundert zur Entstehung von Herbergen für Pilger und Durchreisende und von vielen Beginnen- und einigen Begardenhäusern, auch zum Bau weiterer Gotteshäuser und zum Umbau und zur Erweiterung bestehender Kirchen im Stil der Zeit und zur weiteren Ausstattung. Jörg Ratgebs Wandgemälde in Kreuzgang und Refektorium des Karmeliterklosters bedeuten den beeindruckenden mazenatischen Höhepunkt am Vorabend der Reformation.

Lässt sich bereits um 1300, als sich eine kommunale Verwaltung herausbildete, eine städtische Aufsicht über Stiftungen erkennen, so bedeutet die Stiftung des Frankfurter Bürgers und Arztes Johann Wiesebeder von Idstein von 1428 für die Armen etwas Neues und Folgenreiches. Er forderte nämlich die Stadt auf, seine Stiftung „aufzurichten“. Etwa 100 Jahre später bildeten diese von Ratsherren als „Pfleger“ verwalteten Almosen zu St. Nikolai der Wiesebederschen Stiftung nicht nur den Grundstock des „Allgemeinen Almosenkastens“, sondern auch dessen Vorbild. Neben dem Zugeständnis evangelischer Predigt war er die zweite nach

Niederwerfung des Bauernaufstandes 1525 gebliebene Forderung der Bevölkerung. Der aus dem Almosen zu St. Nikolai und anderen weltlichen Stiftungen sowie aus Legaten, Vermögen und Gefällen von Bruderschaften, Beginenhäusern, Herbergen, Kirchen, dem Barfüßerkloster, dem Gutleuthof mit umfangreichen Ländereien und kleineren Stiftungen gefügte, 1531 erstmals tätige und vom Rat verwaltete Almosenkasten war bis ins 19. Jahrhundert hinein alleiniger Träger der offenen Armenfürsorge. Die nicht eingegliederten Klöster St. Katharinen von 1343 und Weißfrauen von 1228 säkularisierte der Rat zu Heimen für minderbemittelte, versorgungsbedürftige Frauen lutherischen Bekenntnisses.

Die Reformation lehrte, dass Almosengeben nicht mit dem Gedanken auf Erlösung, nicht mit der Erwartung auf göttliche Belohnung verbunden, sondern als Ausdruck der Liebe, in der sich der Glaube manifestiert, zu verstehen sei. Sichtbar wurde diese Liebe nicht mehr im mönchischen Leben, sondern in einem geordneten Gemeinwesen. Gleichzeitig entfiel der religiöse Nimbus des Almosenempfangens. Man sammelte zwar kleine Spenden im Klingelbeutel, aber große Stiftungen sind bei den Lutheranern in den ersten hundert Jahren nach der Reformation nicht zu verzeichnen. Bei den Katholiken und Flüchtlingen aus den Niederlanden begann die Stiftungstätigkeit, geboren aus der Notsituation dieser „Minderheiten“, schon etwas früher.

Der Arzt Johann Hartmann Beyer (1563-1625) setzte mit seiner Stiftung neue Akzente, die unter anderem schließlich zur Einrichtung des Armen-, Waisen- und Arbeitshauses führte. Um die Mitte des 18. Jahrhunderts begann mit den Stiftungen von Anna Sybille Schadin von Mittelbiberach 1732, Justina Catharina Steffan von Cronstetten 1753, Magdalena Annemarie Sondershausen 1772 und Margarethe Andreae 1778 eine neue Epoche. Das Gedankengut der Aufklärung bewirkte ein neues Verständnis des Stiftens seit Ende des 18. Jahrhunderts und bildete die Basis für die Blütezeit der Stiftungstätigkeit im 19. Jahrhundert.

Die Stiftung des Arztes Johann Christian Senckenberg von 1763 zur Verbesserung der ärztlichen Ausbildung und zur medizinischen Versorgung der Bürger in einem Hospital gehört zu den schon damals am meisten bewunderten Einrichtungen in Frankfurt. Goethe widmete ihr mehrere Seiten in seinem Bericht „Aus einer Reise am Rhein, Main und Neckar“ aus den Jahren 1814 / 15. Der Kaufmann und Bankier Johann Friedrich Städel stiftete 1793 seinen Kunstbesitz zum Grundstock einer öffentlichen, jedem zugänglichen Sammlung und ermöglichte in ihr die Ausbildung junger Künstler.

Nach einer generellen Neuordnung des Verhältnisses zwischen Stadt und Kirche mit der Dotationsurkunde von 1830 führte die Allgemeine Stiftungsordnung von 1833 für die unter Aufsicht des Senats stehenden Stiftungen die Bezeichnung „öffentliche milde Stiftungen“ ein, um diese von den konfessionellen abzugrenzen. Zu ihnen zählten als die

ältesten das St. Katharinen- und Weißfrauenstift und das Hospital zum Heiligen Geist, ferner der Almosenkasten und das Waisenhaus sowie das 1814 entstandene Versorgungshaus, das später durch Stiftungen von Heinrich Mylius und Ludwig Freiherr von Wiesenhütten vervollkommnet wurde, und die noch hinzugekommenen Stiftungen Taubstummenanstalt und – heute nicht mehr als solche bestehend – Anstalt für Irre und Epileptische und Rochusspital.

In freistädtischer Zeit Frankfurts (1816-1866) entstanden auch zahlreiche selbstständige Stiftungen oder stiftungsähnliche Einrichtungen als Ausdruck des bürgerlichen Selbstbewusstseins und des Strebens nach Bildung – wie der Physikalische Verein, die Senckenbergische Naturforschende Gesellschaft, die Polytechnische Gesellschaft mit ihren Tochterinstitutionen, der Geschichtsverein, der Kunstverein oder das Freie Deutsche Hochstift.

Frankfurt hätte das enorme Wachstum und den sozialen Wandel wie den Verlust der Selbstständigkeit 1866 trotz strukturell bedingten Fehlens eines Proletariats und trotz leistungsfähiger öffentlicher Fürsorge ohne seine engagierten, opferwilligen Bürger zum Wohle der Allgemeinheit, ohne deren ausgeprägten bürgerlichen Gemeinsinn, ohne deren Stiftungen, Zuwendungen und Vereine auf kulturellem, wissenschaftlichem und sozialem Gebiet nicht bewältigt. Welche Lasten zu tragen waren, verdeutlichen der Anstieg der Bevölkerungszahl zwischen 1866 und 1914 von 70.000 auf 400.000 ebenso wie preußische Gesetze von 1867 und 1871, die jedem Deutschen die freie Wahl des Wohnsitzes und das Recht auf Unterstützung durch die Gemeinde, in der er wohnte, zubilligten.

Durch Spenden und Stiftungen wurden zwischen 1866 und 1914 allein 2.500 Krankenbetten bereitgestellt, was bis heute nachwirkt, denn – mit Ausnahme des Krankenhauses Höchst und des in der Universitätsklinik aufgegangenen Städtischen Krankenhauses – werden alle Krankenhäuser von Stiftungen oder Trägervereinen unterhalten. Die Aktiengesellschaften, die in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts eine Fülle von Institutionen ins Leben riefen, wie Saalbau, Eiserner Steg, Zoo, Palmengarten, Opernhaus, müssen letztlich auch als Stiftungen der Bürger angesehen werden, ebenso die Gesellschaften des sozialen Wohnungsbaus. Der ausgedehnte Grundbesitz der öffentlichen milden Stiftungen förderte zudem entscheidend die Stadtentwicklung. Weit über Frankfurt hinaus wirkten die sozialreformerischen Initiativen des Industriellen und Stifters Wilhelm Merton zur Steigerung der Effektivität des Wohlfahrtswesens.

Als 1892 die Idee einer Frankfurter Universität aufkam, war weder vom Staat Geld zu erwarten noch konnte die Stadt die Summe allein aufbringen. Es gelang Oberbürgermeister Franz Adickes im Zusammenwirken mit Wilhelm Merton und zahlreichen anderen Mäzenen in knapp zwei Jahrzehnten, bestehende und neue Stiftungen zu einer Universität zu-



Von der Familie Holzhausen um 1510 gestiftetes Salvatorchörlein (Holzhauskapelle) in der Leonhardskirche mit dem „Hängenden Gewölbe“ (Stich um 1840)

sammenzufügen, zu Deutschlands erster bürgerlicher Stiftungsuniversität. Zeitbedingt ging der Stiftungscharakter der 1914 eröffneten und 1932 nach Johann Wolfgang Goethe benannten Universität verloren, doch seit dem 1.1.2008 ist sie wieder eine weitgehend autonome Stiftungshochschule, die zudem von zum Teil beachtlich großen privaten Stiftungen gefördert wird.

Zum hohen Stellenwert des Stiftungswesens in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts trugen die Frankfurter Juden entscheidend bei. Ihr Anteil an der Bevölkerung Frankfurts betrug um 1900 etwa 7 %, aber der ihrer Stiftungen war um ein Vielfaches höher. Insgesamt gab es in Frankfurt weit über 500 jüdische Stiftungen und stiftungsähnliche Organisationen. Annähernd 30 Stiftungen begründeten Familienmitglieder der Rothschilds in Frankfurt, mehr als irgendeine andere Frankfurter Familie. Franziska Speyer bedachte 1909 testamentarisch 91 Frankfurter Institutionen mit finanziellen Zuwendungen, abgesehen von den von ihrem Mann und ihr begründeten Stiftungen. Die Liste der Universitätsstiftungen führt 64 Positionen von jüdischen Bürgern auf.

Diese intensive Stiftungstätigkeit der Juden ergab sich zum einen daraus, dass die Wohltätigkeit (Zedaka) zum religiösen und gesellschaftlichen Fundament des Judentums gehört. Zum andern resultiert sie aus dem historisch bedingten, faktisch ausschließlich christlichen Stiftungswesen in Frankfurt. In den Stiftungsordnungen von 1833 und sogar noch von 1875 wurde nur von den drei christlichen Konfessionen gesprochen. Erst danach gewann die Ansicht die Oberhand, dass die konfessionelle Bindung der öffentlichen milden Stiftungen unzeitgemäß und nicht verfassungsgemäß sei.



Versorgungshaus und Wiesenhüttenstift in der Richard-Wagner-Straße (1911)



Universitätshauptgebäude in der Mertonstraße (1914)

Schon Meyer Amschel Rothschild hatte in seinem Testament vom 23.10.1812, wenige Wochen vor seinem Tod, auch den drei löblichen milden christlichen Stiftungen ein Legat vermacht – ein erstes Leuchten der Emanzipation, das nach Ende der Dalberg-Ära zunächst wieder verlösch. Nach 1864, nach der staatsbürgerlichen Gleichstellung der Juden in Frankfurt, wollten diese mit interkonfessionellen Stiftungen ihre Bereitschaft bekunden, Verantwortung für das Gemeinwesen zu tragen und soziale und gesellschaftliche Grenzen abzubauen. Viele Juden wollten aber auch mit innerjüdischen Stiftungen weiterhin ihre Zugehörigkeit zum Judentum dokumentieren.

Die von wirtschaftlichen, politischen und sozialen Veränderungen geprägten Jahre nach dem Ersten Weltkrieg beeinträchtigten erheblich die Wirksamkeit der Stiftungen. Deren Vermögen waren, wenn es sich nicht gerade um Grundstücke und Sachwerte handelte, nach Inflation und Aufwertung fast völlig verfallen und verschwunden. Wohlfahrtsanstalten und Kultureinrichtungen, die einst von Stif-

tern geschaffen und reich dotiert worden waren, wurden von der Stadt übernommen oder gingen in anderen Institutionen auf. Um der Begründer der weggefallenen Stiftungen zu gedenken, legte die Stadt damals ein „Erinnerungsbuch der Stiftungen“ an. Es wurde nach 1930, als der Regierungspräsident der Stadt die Aufsicht über die Stiftungen übertrug und die Stiftungsabteilung der Rechtsstelle eingerichtet wurde, um ein „Goldenes Buch der Stiftungen“ ergänzt.

Aber auch in diesen Jahren gab es Bürgerinnen und Bürger, die bestehende Stiftungen wieder wirksam werden ließen oder gar neue Stiftungen begründeten und kulturellen und gemeinnützigen Einrichtungen Vermächtnisse zukommen ließen. Aus ihnen ragten die Arthur-Pfungst-Stiftung, das Manskopf'sche Musik-Museum und die Henry und Emma Budge-Stiftung heraus.

Nach der Machtergreifung der Nationalsozialisten 1933 gründete die NSDAP für das gesamte Reich einheitliche „Stiftungen“ wie die NSV (Nationalsozialistische Volkswohlfahrt) und das WHW (Winterhilfswerk), die durch Sammlungen und zwangsweise „freiwillige“ Spenden hohe Beträge zusammenbrachten. Die NSDAP betrachtete die alten Stiftungen zunehmend als unliebsame Konkurrenz und versuchte, die Vorstandsposten zu besetzen, also „gleichzuschalten“. Eine generelle Einverleibung in NS-Organisationen gelang aber nicht, auch nicht die Einbeziehung der öffentlichen milden Stiftungen in die NSV. Durch Angliederung des „Hilfswerks des Oberbürgermeisters“ an die Heussenstamm-Stiftung konnten nicht von der NSV betreute Arme, Künstler und arbeitsunfähige Handwerker unterstützt werden. Trotz aller restriktiven Maßnahmen wurde auch in dieser Zeit eine Reihe von Stiftungen begründet. Die Steuerbefreiung der Stiftungen allerdings wurde schon 1933 von vielen Voraussetzungen abhängig gemacht und Schritt für Schritt weiter eingengt, für die jüdischen Stiftungen schon 1934 gänzlich abgeschafft.

Die Vertreibung und Vernichtung der Juden war im Besonderen für das kulturelle Leben der Stadt außerordentlich folgenreich, geradezu tödlich für die von Juden begründeten und nach ihnen benannten Stiftungen. Von 1938 an wurden alle rein jüdischen Stiftungen in die neu gegründete „Reichsvereinigung der Juden“ eingegliedert, deren Vermögen die Auswanderung fördern sollte, tatsächlich aber 1943 ans Reich abgegeben werden musste. „Paritätisch“, auch „gemischt“ oder „interkonfessionell“ genannte jüdische Stiftungen wurden gemäß Reichsinnenministererlass vom 8.5.1939 zur Aufgabe des jüdischen Anteils in Namen, Vorstand und Empfänger gezwungen. Einige dieser Stiftungen sahen lebenserhaltende Möglichkeiten in der Zusammenfassung zu Sammelstiftungen mit neutralem Namen – wie auf Vorschlag des Rechtsamts die Ausbildungsstiftungen zur Pestalozzistiftung mit der Königswarter'schen Unterrichts- und Studienstiftung als Auffangstiftung – oder gleichfalls mit Namensänderung durch Übertragung auf die Stadt oder auf andere Organisationen.

Nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs und der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft 1945 standen die Stiftungen zum zweiten Mal innerhalb kurzer Zeit vor einer schwierigen, schier ausweglosen Situation: zerstörte Gebäude, fehlende Mieteinnahmen, als Lazarett dienende oder im US-Sperrbezirk liegende Gebäude, verlorene oder ertraglose Wertpapiere oder Hypotheken, gesperrte Stiftungsguthaben, Entnazifizierung der Vorstände, schließlich die Währungsumstellung. So bestanden nur noch 70 selbstständige Stiftungen, dazu kamen 36 unselbstständige Stiftungen beim Rechneiamt sowie 34 unselbstständige bei anderen Institutionen, namentlich der Universität.

Doch Zuwendungen und sogar Stiftungen der Bürger halfen, das Leben in Gang zu bringen. Schon vor 1948 wurde begonnen, durch Spenden viele Gotteshäuser, auch die Paulskirche als Symbol der Einheit und Freiheit und das Goethehaus wieder aufzubauen. Manche Stiftung nahm ihren Betrieb in leerstehenden Räumen der Umgebung auf. Aus eigener Kraft, durch sparsame Wirtschaft, zum Teil auch aus Krediten, für die die Stadt die Bürgerschaft übernahm, und durch langfristige und zinsgünstige Darlehen konnten die Stiftungen und gemeinnützigen Vereine die Kriegsschäden beseitigen oder Neubauten errichten. Aufgrund eines Gutachtens blieben die öffentlichen milden Stiftungen wegen ihrer viel hundertjährigen Geschichte, mehr noch wegen ihrer Bewährung über allen Wandel der politischen Verhältnisse hinweg, erhalten.

Einige jüdisch-paritätische Stiftungen erhielten ihre alten Namen wieder und wurden als selbstständige Stiftungen restituiert. Bei den zwangsweise aufgelösten jüdischen Stiftungen gingen eventuelle Rückerstattungserlöse auf die JRSO (Jewish Restitution Successor Organisation) über. Nur einige wenige waren legal noch existent und konnten wieder aktiviert werden, was sich zum Teil bis in die 1970er Jahre hinzog. Somit erinnern heute wieder einige Stiftungen an die bedeutenden jüdischen Stifterfamilien wie Budge, Kann, Kirchheim, Pfungst, Rothschild, Speyer.

Bruno Müller, der von 1928 bis 1945 Stadtrat mit der Zuständigkeit für die Stiftungsabteilung der Rechtsstelle und 1949 bis 1957 Leiter dieser Abteilung war, beurteilte die Situation Mitte der 1950er Jahre in seiner verdienstvollen, 1958 erstmals erschienenen Arbeit über die Frankfurter Stiftungen: „Der Krieg und die Not der Nachkriegszeit hat also nicht etwa einen Stillstand auf diesem Gebiet gebracht, im Gegenteil! Fast möchte man glauben, daß bei verantwortungsbewußten Mitbürgern und bei den mit Frankfurt a. M. eng verbundenen Betrieben und Unternehmungen der Gedanke sich durchsetzt: Für unser Volk, für unsere Stadt muß nicht nur die Gesamtheit sorgen, es ist notwendig und erwünscht, daß auch der einzelne dabei tätig mithilft, vor allem, wenn er dabei neue Möglichkeiten erschließt und dafür die materiellen Mittel bereitstellt. So ist wohl zu hoffen, daß diese Geschichte der Stiftungen für Frankfurt nicht ‚am Schluß‘ oder ‚Ende‘ angekommen ist, sondern daß man vertrauensvoll verheißen kann: Fortsetzung folgt!“

Am Ende angekommen war die Geschichte der Frankfurter Stiftungen nicht. Man wird aber in den 1960er und 1970er Jahren eine gewisse Stagnation feststellen müssen. Durch die Notzeiten und den Vermögensschwund in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts hat der Gedanke des Stiftens und Spendens eine starke Einschränkung erfahren. Andererseits blieb der Wille, Stiftungen zu gründen, ungebrochen. Unternehmen, die Stadt, Institutionen und Privatpersonen begründeten neue Stiftungen. Für diese steht als beispielhaft und zukunftsweisend die Gemeinnützige Hertie-Stiftung. Als neue Form des Stiftens trat das Sponsoring großer Unternehmen hinzu, vor allem im Bereich Kultur und Sport, und gewann an Bedeutung, ebenso die Auszeichnung mit Preisen.

In den 1980er Jahren begann eine wahre Renaissance des Stiftens, die seit den 1990er Jahren verstärkt in Erscheinung trat. Unternehmen wie die Hoechst AG/Aventis und vor allem Banken wie die Frankfurter Sparkasse, Dresdner Bank, Deutsche Bank oder BHF-Bank stehen dafür. Aber auch die Frankfurter Tradition, dass wohlhabende Bürgerinnen und Bürger Stiftungen begründen, lebte zunehmend wieder auf. Dabei ist an Namen zu denken wie Hans-Georg und Adelheid Karg, Friedrich von Metzler und Barbara von Metzler, Generalkonsul Bruno H. Schubert, Senator Prof. Carlo Giersch, Helga Dierichs, Gertrud Kassel. Grundlage dieser Wiedergeburt des Stiftens waren die inzwischen gebildeten großen Vermögen und eine Stärkung des bürgerschaftlichen Engagements durch den Gesetzgeber. Die Zahl der in Frankfurt ansässigen Stiftungen hat sich von 1982 bis heute mehr als verdreifacht. Von ihnen widmen sich etwa 40 % der Wissenschaft und Forschung, 14 % der Bildung und Erziehung, 30 % sozialen Zwecken und 16 % den Bereichen Kulturförderung, Natur- und Umweltschutz. Dazu kommt noch eine Fülle von unselbstständigen Stiftungen.

Außer den klassischen Stiftungen, die einer einzelnen Persönlichkeit oder einem Unternehmen zu verdanken sind und den größten Teil der Stiftungen ausmachen, entwickelten sich seit Ende der 1980er Jahre auch in Deutschland „Bürgerstiftungen“ als zukunftsweisende Form bürgerschaftlichen Engagements. In Frankfurt sind dies zum Beispiel die 1989 gegründete Frankfurter Bürgerstiftung im Holzhausenschlösschen und später die 2005 gegründete Stiftung Polytechnische Gesellschaft. ■

Hans-Otto Schembs, Historiker und Publizist, Tätigkeit für Frankfurter historische und kulturhistorische Institutionen, Schwerpunkte: Geschichte der Frankfurter Juden und des Stiftungswesens sowie die Entwicklung des Stadtbildes



ZUM THEMA

Müller, Bruno / Schembs, Hans-Otto: Stiftungen in Frankfurt am Main. Geschichte und Wirkung (Schriften der Frankfurter Bürgerstiftung 7), 2006

Schembs, Hans-Otto: Jüdische Mäzene und Stifter in Frankfurt am Main, 2007